

Blicke auf einen andern richte, werden wer weiss was für abgefeimte Verführerkünste hineingelegt. In dem Volksliede *willst du dein Herz mir schenken, so fang es heimlich an* rät der Liebende seinem Schatz sogar, ihn vor anderen Leuten schlecht zu machen: was für geriebene Don Juans sind doch unsere Bauernburschen, die das singen! — Und was soll man vollends zu einer Auslegungsweise sagen, welche die Strophe 10<sup>9</sup> (*aller wibe wünne*), nachdem sie auf 8<sup>25</sup> (*ez hât mir an dem herzen*) bezogen und 'des umgelegten Gewandes entkleidet' ist, folgendermassen wiedergibt: 'Diese entzückendste Unschuld! Statt zu ihr Botschaft zu schicken, käm ich weit lieber gleich in Person. Nur könnte dann die Sache gefährlich für sie ablaufen. Wüsste ich doch nur, wie es nach ihrem Gefallen ist! Verlangt es sie vielleicht selber, ihr Magdtum los zu sein, meint sie etwa das mit ihrem Gelüste, so will ich mich nicht länger besinnen, diesen Dienst einem so allerliebsten Weibchen zu erweisen'. Das also heisst *in weiz wiez ir gevalle: mir wart nie wip alsô liep*. Allerdings eine gründliche 'Entkleidung' dieses Liedchens! Ich glaube, in der jetzt so verpönten 'romantischen' Auffassung der Begründer unserer Wissenschaft spiegelt sich die altdeutsche Dichtung doch immer noch getreuer wieder als im Geiste des fin de siècle.

Der Blick für das Natürliche und Einfache wie für die Grenzen, welche der Kritik durch die Beschränktheit des Untersuchungsmaterials gezogen werden, ist dem Verf. bei allem Scharfsinn arg getrübt, und eine starke Neigung zum Schematisieren zieht ihn vollends allzu leicht über diese Grenzen hinaus. Aus zwei Fällen wird das Schema gefolgert, in welches sämtliche Strophen gezwängt werden; um zweier übermütiger Strophen willen darf es dem Dichter nirgend Ernst sein, und Persiflage, Raffiniertheit und Frivolität werden in seine harmlosesten Worte hineingeheimnist. Auch das Falkenlied wird doch schliesslich nur ausgeschieden, weil es nicht in das Rede- und Antwort-Schema passt. Ich wenigstens vermag in dem, was der Verf. sonst dafür vorbringt trotz allem Aufwand an Rhetorik Scherer'schen Stiles keine Beweisführung zu sehen. So kann ich ihm natürlich auch nicht beistimmen, wenn er aus dem vermeintlich höheren Alter des Falkenliedes folgert, dass der Verfasser der übrigen Lieder deren Strophenform nicht erst erfunden haben könne. In der Zeitschr. f. d. Phil. 24, 408 ff. hatte ich ausgeführt, dass der Dichter von 8, 1 die Verherrlichung, die er Kürenbergs Kunst durch die Schilderung von der überwältigenden Wirkung der *Kürenberges wise* angedeihen lässt, sicher nicht einem Kunstgenossen sondern sich selbst zugedacht habe. Joseph eignet sich diesen Beweisgrund an; aber bei dieser Auslegung ist es auch die natürlichste Auffassung, dass jene Weise Kürenbergs eigene Erfindung und sein Stolz war. Es ist merkwürdig, wie verbreitet immer noch die stillschweigende Voraussetzung ist, dass unsere Strophenform eine alte bekannte Volksweise gewesen sein müsse. Thatsächlich kommt sie in der Lyrik doch nirgend als unter Kürenbergs Namen vor, während manch anderer von den älteren Tönen, auch den der Kürenbergsweise verwandten, bei verschiedenen Dichtern auftritt. Das Nibelungenlied aber könnte als Zeugnis für den Gebrauch jener Weise vor Kürenberg doch nur dann in Betracht kommen, wenn wir wüssten, dass es genau in derselben Strophenform, in der wir es jetzt kennen, schon damals vorhanden gewesen sei, also in einer Fassung, die

natürlich mindestens ebenso altertümliche Reime gehabt haben müsste wie Kürenbergs Lieder und aus der demnach die überlieferte nur durch Beseitigung sehr zahlreicher Assonanzen entstanden sein könnte. Aber das können wenigstens die Anhänger der Lachmann-Müllenhoff'schen Nibelungenhypothese, die gerade die alte Volkstümlichkeit der Kürenbergsweise zu vertreten pflegen, unmöglich annehmen; erklärte Müllenhoff doch schon den blossen 'Verdacht, die Nibelungenlieder wie sie uns vorliegen möchten ihrer ursprünglichen Fassung ferner stehen als etwa ein Lied Walthers' für 'geradezu töricht'.

Die Hauptsache bleibt immerhin, dass MF 8, 1 fg. als Zeugnis nicht gegen sondern für Kürenberg als Verf. der unter seinem Namen überlieferten Lieder erkannt wird, und es freut mich mit Joseph hierin ebenso übereinzustimmen wie in manchen anderen Punkten der Interpretation, welche für Kürenbergs Autorschaft in Betracht kommen. Es hat allen Anschein, als ob in der Kürenbergfrage wie in der Nibelungenfrage allmählich eine Verständigung unter den Forschern erfolgen werde.

Recht bemerkenswertes bringt der Verf. zu den Liedern Kaiser Heinrichs vor, namentlich dafür, dass auch MF 4, 17—5, 15 ihm zuzuschreiben seien. So wird man auch von seinen weiteren Untersuchungen, welche sich bis MF IX erstrecken sollen, bei seinem Scharfsinn und seiner Gründlichkeit gewiss manches Gute erwarten dürfen und zwar umso mehr, je mehr er sich entschliessen wird kritischer Mäze zu pflegen.

Breslau.

F. Vogt.

**Parzival von Wolfram von Eschenbach.** Neu bearbeitet von Wilhelm Hertz. Stuttgart, Cotta 1898. 558 S. 8°.

Seit Ludwig Uhland hat es keinen Germanisten oder Romanisten wieder gegeben, der dichterisches Können und Empfinden mit eindringendem philologischem Verständnis, mit umfassender Gelehrsamkeit in der Weise vereinigt hätte wie Wilhelm Hertz. Auch Scheffel kann nicht in gleicher Linie mit diesem genannt werden; Philolog ist er nicht gewesen, und von der Begeisterung für die altdeutsche Dichtung, wenigstens für die höfische, ist er in dem Masse zurückgekommen, wie er zu erkennen glaubte, dass ihre Vertreter nicht viel mehr als Uebersetzer seien.

Nur ein Mann wie Wilhelm Hertz durfte es unternehmen, den eigenartigsten, schwierigsten, wunderlichsten Dichter des deutschen Mittelalters für die Gegenwart zu erneuern. Freilich selbst er hat es nicht gewagt, den ganzen Wolfram mit all seinen Seltsamkeiten, so zu sagen mit Haut und Haar uns vorzusetzen; er hätte damit 'dem Verständnis wie dem Geschmack seiner Leser Unerfüllbares zumuten' müssen. 'So blieb mir nichts anderes übrig, als ihn, der in seiner Sprache nicht nachgebildet werden kann, in meine Sprache zu übersetzen'. Gar Manches, was für uns von kaum erträglicher Breite gewesen wäre, namentlich in den beiden ersten Büchern und der Gaweinepisode, hat fallen müssen. Trotz der freien Bewegung, die sich Hertz bei dem von ihm gewählten Standpunkt gestatten musste, ist doch die Bearbeitung wieder im Ganzen so überraschend treu an die Vorlage angeschlossen, dass sie zugleich ein wertvolles Hilfsmittel zum Verständnis des alten Textes bildet. Man kann es daher wohl bedauern, dass Hertz es unterlassen hat, die Verszahlen des Originals in seiner Uebertragung zu vermerken.

Die gefährlichste Klippe, die die Uebertragung mhd. Dichtwerke bietet, hat Hertz, wie sonst, so auch hier, aufs Glücklichste vermieden. Während sonst die Bearbeiter haltlos hin und her zu schwanken pflegen zwischen der Aufnahme mittelhochdeutscher Wörter und Fügungen einerseits, und Wendungen von modernster Prägung andererseits, herrscht hier ein fester einheitlicher Stil. Hier wird man denn auch nicht alle Augenblicke genötigt, zum Verständnis des mhd. Textes die Vorlage heranzuziehen; nur an einer einzigen Stelle habe ich allerdings diese Notwendigkeit empfunden, bei den Eingangswörtern des dritten Buches, die bei Hertz also lauten: ach, wie so mancher mir zum Grame wird doch des Weibes schöner Name. So wird, denke ich, auch in der mhd. Gestalt Wolframs Dichtung ihren Zauber ausüben; und Hertzens Bearbeitung ist die beste Widerlegung der verständnislosen Kritik, die F. Vetter dem Werke hat angedeihen lassen.

Ein umfangreicher Anhang berichtet über die Sage vom Parzival und dem Gral mit gründlichster Gelehrsamkeit. Eine Reihe von Anmerkungen dient der Erklärung einzelner Stellen und erörtert namentlich die Geschichte der im Parzival vorkommenden Eigennamen. Was *Thasme* betrifft, so möchte ich die Frage wiederholen, ob es nicht einfach aus Veldekes *driantasme*, *sarantasme* entnommen sei (Einl. zur Eneide S. CCXIX). Und sollte *Zazamanc* nicht aus *Salamanca* entstanden sein? Zu der Spiegelsäule (Anm. 311) bemerke ich, dass sie doch wohl aus Veldeke stammt (Einl. zur En. S. CCXVIII). Das Fehlen des Artikels bei *swalwe* (Anm. 212) erklärt sich einfach dadurch, dass ein Relativsatz nachfolgt (Paul, mhd. Gramm.<sup>4</sup>, §. 223, 7).

Hertz gehört zu den Bejahern von Kiots Persönlichkeit. Es ist sonderbar, dass Keiner von denen, die diese Ansicht teilen, sich mit einer sehr bemerkenswerten Thatsache auseinandersetzt: gleich die erste Berufung auf Kiot, 416, 19 ff findet sich in einer Stelle, wo der Schwindel ganz offenkundig ist, weil hier Veldeke Wolframs Quelle gewesen (Einl. zur Eneide CCXVI). Ich verweise noch auf die neueste vollkommen zutreffende Charakteristik von Wolframs Quellenberufungen bei Ludw. Grimm, Wolfram von Eschenbach und die Zeitgenossen I: zur Entstehung des Parzival, Leipziger Diss. 1897, S. 54 ff. Am allersonderbarsten ist die Angabe 455, 1 ff., wo Kiot in den Chroniken der verschiedensten Länder nach dem Gralvolke sucht: *diz maere begunde suoehen in latinischen buochen. er las der lande chronica ze Britane und anderswa.* Mir drängt sich immer wieder die Frage auf, ob das nicht eine lustige Verspottung von Gottfrieds Tristan 150—162 sein soll: *als der von Tristande seit, die rihte und die warheit begunde ich sere suoehen in beider hande buochen, walschen und latinen.* Dann müsste allerdings, wenn anders Heinzel Trist. 7939—58 mit Recht auf Parz. 481, 6 ff. bezieht, auch Gottfrieds Werk bruchstückweise bekannt geworden sein.

Die Verlagsbuchhandlung hat das schöne Buch auf's Vornehmste ausgestattet.

Auf die vorhin genannte Arbeit von Grimm sei auch deshalb noch besonders aufmerksam gemacht, weil sie mit gewichtigen Gründen die Ansicht vertritt, dass Buch I und II des Parzival erst nach Buch VI, vor Buch VIII gedichtet seien.

Giessen.

O. Behaghel.

**B. J. Vos, The diction and rime-technic of Hartmann von Aue.** New York and Leipzig. Lemcke u. Buechner. 1896. 74 S.

In V.'s Schrift liegt uns ein erneuter Versuch vor, zur Bestimmung der relativen Chronologie der Hartmann'schen Gedichte zu gelangen. Der erste Teil bietet ein mit vielem Fleisse gesammeltes Material über die Häufigkeit einzelner Wörter. Der zweite Teil betrachtet die Reimtechnik in den vier Abschnitten: Reimvokale, Reimgruppen, rührende (identical) Reime und unreine Reime.

Dass das Resultat des Abschnittes über die Reimvokale praktisch gleich Null ist, wird Niemand in Erstaunen setzen. Aus den übrigen Zusammenstellungen schliesst V. auf die Reihenfolge: Erec, Greg., a. Heinr., Iwein, kommt also zu demselben Ergebnis wie Naumann (Zfd A. XXII) und Vogt (Grundr. II, 1. S. 273), im Gegensatz zu Paul, Saran und Schönbach.

Man könnte freilich gegen V.'s Folgerungen einwenden, dass es sich hier vielfach um solche Einzelheiten handelt, bei welchen die denkbar grössten Zufälligkeiten mitspielen können. Einzelne Fälle scheinen denn auch direkt zu widersprechen. Ich verweise ausser auf das von V. S. 69 bereits angeführte 'harte', auf das Verhältnis im Gebrauch von 'dagen' und 'swigen' (S. 12). Ist es darnach klar, dass bei der Verwertung des vorliegenden statistischen Materials die äusserste Vorsicht walten muss, so lässt es sich doch unmöglich leugnen, dass die Menge der Fälle, in denen Greg. dem Erec, der a. Heinr. dem Iwein näher steht, sehr beträchtlich ist. Es verdient dabei beachtet zu werden, dass die Uebereinstimmungen je zwei stofflich durchaus verschiedene Gedichte betreffen; darauf beruht ihr Hauptgewicht, während Congruenzen zwischen Erec und Iwein völlig bedeutungslos sind.

Aus dem zweiten Abschnitt bieten namentlich die rührenden Reime eine kräftige Stütze für V.'s Reihenfolge. Der Abschnitt über die Reimgruppen ist bei der vom Verfasser gewählten Anordnung leider wenig übersichtlich und kann ein vollständiges Reimverzeichnis nicht ersetzen.

Erledigt ist die Frage durch die vorliegende Arbeit noch keineswegs; der Verfasser verspricht selbst, zur weiteren Begründung seiner Ansicht stilistische Studien folgen zu lassen, wir dürfen bei seinem Fleisse wohl gewiss sein, dass er beherzigt, was Schönbach S. 459 über den Wert solcher Beobachtungen sagt. Ist aber diese Arbeit getan, so wird es an der Zeit sein, die ganze Frage noch einmal von allen Seiten zu beleuchten; eine einseitige Behandlung kann nie hoffen, allgemeinen Anklang zu finden. Schon aus diesem Grunde wäre Sarans Beweisführung, auch wenn seine Zählungen absolut zuverlässig wären (vgl. Zfd Ph. XXIV), nicht zwingend. Eine nochmalige vorurteilslose Prüfung aller Punkte für und wider muss verlangt werden. Namentlich wird sich der Verfasser auch den inneren Gründen, die Schönbach für die Reihenfolge Erec, Iwein, Greg., a. Heinr., geltend macht (vgl. u. a. S. 458 zu Iw. 6574, Gregor 303—420), gewissenhaft auseinandersetzen müssen. Leider winkt der geforderten schweren Arbeit kaum ein entsprechender Lohn, da volle Gewissheit wohl nie zu erlangen sein wird.

Das sog. zweite Büchlein kann jetzt, nachdem Schönbach und V. auf ganz verschiedenen Wegen zum gleichen Resultat gelangt sind, mit Bestimmtheit als ein Werk Hartmanns betrachtet werden.

Heidelberg.

Karl Helm.